Oppelner Heimatblatt

Beilage der „Oppelner Nachrichten“

Herausgegeben von der „Vereinigung der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften im Kreise Oppeln“.

Nachdruck auch auszugsweise nur mit Genehmigung der „Vereinigung der H. A. G. im Kreise Oppeln“ gestattet.

Nr. 8 **Oppeln, den 12. Juli 1925** **Nr. 8**

Inhalt.

1.) Zur Geschichte des deutschen Rechts im Kreise Oppeln. (Von der Siedlungstätigkeit des Herzogs Bodislaus)
2.) Gumprechtsdorf, Smeylsdorf, Stefansdorf, Dechantsdorf und Johannesdorf im Kreise Oppeln.
3.) Die Sczedrziker Kirchengemeinde von 1763 bis 1773 ohne Gotteshaus.
4.) Die Vogelwelt der Stoberwälder.
5.) Heilpflanzen, die wir im Sommer sammeln sollten.
6.) Die beiden schlimmsten Schädlinge des Kartoffelbaues.

Rühmlich, christlich, auch tröstlich ist,
daß man zu keiner Zeit vergißt
der alten lieben Vorfahren,
die vor uns in dem Leben waren.
Ein altertümlich schlesisch Verslein.

Zur Geschichte des deutschen Rechts im Kreise Oppeln.

Von der Siedlungstätigkeit des Herzogs Bodislaus.

An der Nordspitze des Kreises liegen die zwei alten Dörfer Dammratsch und Falkowitz, die vom Hauptteil des Kreises und der Kreisstadt recht weit entfernt sind. Ein mächtiger Waldstreif trennt sie vom übrigen Kreise. Wer heute mit der Bahn von Jellowa nach Carlsruhe reist, der wird inne, welch ausgedehntes Waldland er durchfährt, und er ahnt gewiß, welch menschenleerer, wegearmer Wald es war, ehe Friedrich der Große vor 150 Jahren die Kolonien in den Wald hineinbettete; denn die Dörfer Sacken, Hirschfelde, Salzbrunn, Kupp, Blumenthal, Carlsruhe, Tauenzinow, Schwarzwasser, Grabczok, Friedrichsthal, Zedlitz, Plümkenau, Süßenrode, Georgenwerk und Neuwedel müssen wir uns aus dem heutigen Bilde hinwegdenken, dann haben wir den alten Wald, der einer chinesischen Mauer ähnlich, den Nordzipfel vom Kreise abtrennte.

Eine mehr als 600jährige Geschichte hat die beiden abseits liegenden Dörfer in Freud und Leid verbunden. Zwei herzogliche Güter waren es vordem. 25 flämische Hufen (niedrig gerechnet 750 Morgen) Land gehörte zu jedem Gutshof, in dessen Schutz eine Schar armseliger Hütten sich drängte, in denen arme, unfreie Ackerleute, Bienenzüchter und Fischer hausten, Leibeigene des Herzogs. Mehr weiß man nicht von dieser alten Zeit. Aber im Jahre 1309, am gleichen Tage, dem 9. März, treten beide Dörfer in die Geschichte ein. An diesem Tage unterschrieb nämlich Herzog Boleslaus in Oppeln zwei überaus wichtige Urkunden, und der herzogliche Notar Johannes überreichte das eine Schriftstück den „vortrefflichen Männern“ Matthias und Domozlaus. Diese gewichtige Pergamentrolle soll im Jahre 1854 noch im Besitze des Falkowitzer Freischolzen gewesen sein (nach Knies Topographie). Nach anderer Meinung befand sich die Urschrift im Kloster zu Czarnowanz. Heut ist sie anscheinend spurlos verschwunden. Im Breslauer Staatsarchiv befindet sich aber eine im Jahre 1669 in Brieg angefertigte Abschrift. — Auch das andere Pergament, das Jeschke Wunkh, der erste Scholz von Dammratsch, erhielt, ist nicht erhalten geblieben. In der Friderizianischen Zeit hatte der Dammratscher Freibauer Keßler noch eine Bekräftigung dieser ältesten Urkunde durch den Fürsten Johannes vom Jahre 1511 in Händen. Heute ist nur eine deutsche Uebersetzung der lateinischen Urschrift aus dem 16. Jahrhundert in einem Oppelner Urbar vom Jahre 1588 vorhanden, die im Breslauer Staatsarchiv verwahrt wird. Beide alten Urkunden sind im Inhalt gleich und stimmen auch im Wortlaut fast überein, nur die Namen sind andere.

„Im Namen des Herrn! Die Erinnerung an alle Taten verschwindet, wenn sie nicht durch den Schutz eines Schreibens und durch Zeugen durchaus sichergestellt ist. Wir, Boleslaus, von Gottes Gnaden Herzog von Oppeln, verkaufen aus unserer Herrschaft Sczirzemb (Falkowitz) die Schölzerei d. vortrefflichen Männern Matthias und Domazlaw, jede Hufe für eine halbe Mark Silber (im 14. Jahrhundert = 3 thl., 25 sgr., 2 Pfg.). In dem Vorwerk werden sie 25 flämische Hufen Acker besitzen und durch das am Orte geltende teutonische (deutsche) Recht bevölkern. Jede 7. Hufe ist für die ersten Besitzer und ihre rechtmäßigen Nachfolger frei von allen Abgaben. Die Erbschölzerei werden der Herr Matthias und Domozlaus und ihre Nachkommen besitzen mit allen Wäldern und Weiden, Nadelhölzern, Heiden, Wiesen, Gewässern, Sümpfen, Fischteichen, Bienenstöcken, allen Jagden auf Hasen, Frischlinge, Böcke, Biber und Füchse mit allen anderen Einkünften mit dauerndem sich weiter vererbendem Recht, ausgenommen natürlich den Wald des Bruchlandes (Gagium genannt), den wir für uns reservieren. Außerdem erlauben wir, daß jeder Einwohner des genannten Dorfes, der 1 Hufe besitzt, sich ein Holzfloß (oder einen Holzstoß?) herstelle, wofür jeder einen halben Vierdung Zins zu zahlen hat. (1 Vierdung = ¼ Mark = 1 thl., 27 sgr., 6 Pfg. im 14. Jahrhundert.) Die Bienenvölker im Bruchland gehören den Bauern und den Scholzen im Verhältnis ihrer Güter.[1]) Von Gerichtssachen erhalten die Scholzen den 3. Pfennig. Sie werden sich eine Mühle an der Stober mit Fischteichen erbauen, eine freie Schenke, eine Fleisch- und Brotbank. Das Gut grenzt an Dammratsch von der einen und an den Herrn Herzog von Glogau von der anderen Seite. Die genannten Scholzen und ihre Nachfolger werden jährlich 40 Urnen Honig geben oder statt des Honigs je einen Vierdung Silber. Als Zehnten sollen die Bewohner dem Herrn Bischof wegen der Unfruchtbarkeit der Aecker einen halben Vierdung von der Hufe zahlen. Die Scholzen und ihre Nachfolger werden jedoch für je die 7. Hufe ganz frei sein. Auch 12 Gärtnerstellen werden sie in dem Dorfe austun dürfen. Für eine zu erbauende Kirche sind 2 Hufen Acker bestimmt. Zum Schutz dieser Angelegenheit bekräftigen wir Gegenwärtiges durch unser Siegel. Geschehen zu Oppeln zu Lätare im Jahre 1309 in Gegenwart des Herrn Slozebor (Nazebors, Ritter, Andreas von Berdzan, Andreas von Cotorz und des Hofschreibers Johannes.“

So hatten Falkowitz und Dammratsch ihre Scholzen und damit ihr eigenes Gericht und ihre eigene Verwaltung. Daß Falkowitz gleichzeitig 2 Scholzen hatte, ist nicht so sehr verwunderlich; es ist dies ein Fall, der gar nicht so selten vorkommt. Die Scholzen hatten jede 7. Hufe abgabenfrei für sich. Den anderen Acker mußten sie „austun“, d. h. an Ackersleute erblich überlassen. Gewöhnlich kam auf eine Familie als Ackernahrung eine Fläche, die mit einem Pfluge zu bearbeiten war, eine Hufe. Es scheinen in Falkowitz ursprünglich 18 Bauernstellen gewesen zu sein, zu je einer Hufe. Im Laufe der Zeit veränderte sich jedoch der Besitz, sodaß es später auch 1½ Hüfner und ¾ Hüfner gab. Interessant ist, daß das Dorf 1810 noch 12 Gärtnerstellen hatte, wie sie in der Urkunde von 1309 erwähnt sind. — Die Besitzer hatten nur die in der Urkunde festgesetzten Abgaben an Herzog und Bischof zu entrichten, ersterem insgesamt 40 Urnen Honig oder wenn es keinen Honig gäbe 40 Vierdung Silber = 10 Mark = 76 thl. 24 sgr., letzterem in Rücksicht auf den mageren Acker ein jeder nur ½ Vierdung = 28 sgr. 8 Pfg. (1 Vierdung für 1 Hufe war die gewöhnliche Abgabe statt des Malterzehntes, die für den alten Garbenzehnt bei Gründungen nach deutschem Recht gebräuchlich war.) Damit aber waren die Bewohner frei von allen den vielen ungemessenen und drückenden Lasten des point-

schen Rechtes [2]) und waren freie Männer des „teutonischen" (deutschen) Rechtes.

Herzog Boleslaus, der von 1283—1313 in Oppeln regierte, hatte die Bedeutung des freien deutschen Rechtes erkannt, und er wußte genau den Vorteil einzuschätzen, den es seinem Lande, seinen Untertanen und seinem Geldbeutel brachte; denn obwohl die Abgaben nach polnischem Rechte ungemessen gesteigert werden konnten, so war doch der Zins, den die frei für sich (nach deutschem Rechte) schaffenden Bauern lieferten, bedeutend größer und vor allem ein sicheres und stets gleichbleibendes Einkommen in die herzogliche Kasse. Und gewiß nicht ohne Absicht hat der Herzog gerade an den Grenzen seines Herzogtums 2 mit deutschem Recht begabte Dorfgemeinden entstehen lassen. In der Zeit nach dem Mongolensturm (1241) hatten die schlesischen Fürsten eingesehen, daß das Land nur durch „die Liebe des freien Mannes" zu schützen und zu verteidigen sei. Auch Poppelau, gleichfalls an der Grenze des Herzogtums gelegen, verdankt dem Herzog Boleslaus das deutsche Recht (1304) wie auch Fallmirowitz (1291) und Tarnau (1293)

[1]) S. „Wie man früher die Bienenzucht betrieb" in Nr. 7 „Aus unserer Heimat".

[2]) S. „Das polnische und das deutsche Recht" in Nr. 11 „Aus unserer Heimat". Im gleichen Blatt auch „Aus der Besiedlungstätigkeit des Klosters Czarnowanz" u. a.

Auch auf Nr. 1 und 2 des „Oppelner Heimatblattes" sei verwiesen. Stumpe.

Gumprechtsdorf, Smeylsdorf, Stefansdorf, Dechantsdorf und Johannesdorf im Kreise Oppeln.

Jeder Geschichtsfreund wird gewiß mit Interesse den Wandel der Ortsnamen verfolgt haben, wie ihn Herr Pfarrer Kopka in Nr. 6 und 7 unseres Heimatblattes aufgezeigt hat.

Im 13. und 14. Jahrhundert wurden die Urkunden ausschließlich lateinisch verfaßt. Um 1400 treten des öfteren deutsche Namen auf, genaue Uebersetzungen der alten lateinischen Bezeichnungen. Aus Gumperti villa (1312) wird 1391 Gumprechtsdorf, das dann 1531 Gompertsdorf heißt, das Dorf des Gumpert. Ein anderes Dorf heißt 1415 Smeylsdorff (nach dem 1. Besitzer, dem Erbherrn Heinrich Smeil) oder später ist es Smeyelsdorf oder Smeilersdorff. 1612 haben wir ein Steffsdorf (Stefansdorf).

Sind denn die Dörfer alle untergegangen? Es wird Manchem schwer werden, sie heute wiederzufinden. Oder, wo ist Dechantsdorf oder Johannesdorf (Johannis villa)? Alle diese Dörfer bestehen noch, nur ihre Namen sind untergegangen. 1531 schon ist aus Dechantsdorf: Dziekanstwo geworden, aus Johannisvilla: Jeßkowitze (heut Jaschkowitz), Gumprechtsdorf wandelte sich 1687 in Comprachtschütz, und aus Stefansdorf wurde 1697 Sczepanowitz. Wenn uns noch mehr Urkunden des 14., 15., 16. Jahrhunderts zur Verfügung ständen, so könnten wir die gleiche Entwicklung noch an vielen anderen Namen verfolgen, nicht nur im Kreise Oppeln, sondern überall im Schlesierlande.

Und wie ist diese Wandlung von Stefansdorf in Sczepanowitz, Gumprechtsdorf in Comprachtschütz, Smeylsdorf in Chroszinna, Dechantsdorf in Dziekanstwo und Johannsdorf in Jaschkowitz zu erklären? Im Anfang des 15. Jahrhunderts verwüsteten die Hussitenkriege unser Land. Der Herzog von Oppeln, ein Boleslaus wieder (V.) machte zunächst gemeinsame Sache mit den Landesfeinden, ob er religiös mit ihnen sympathisierte, ob er politische Vorteile erhoffte, oder ob er sein Land vor Verwüstungen bewahren wollte, das ist nicht recht feststellbar. Jedenfalls erreichte er durch sein Verhalten, daß sein Land zunächst von den Kriegswehen verschont blieb. Nach dem Abzug der Hussiten vereinigten sich aber die meisten oberschlesischen Fürsten unter Führung des Herzogs von Ratibor gegen die Hussitenfreunde im Lande, und wieder mußte das Land aus vielen Wunden bluten. Kaum waren die Wunden vernarbt, da wurden sie erneut aufgerissen. In der 1. Hälfte des nächsten Jahrhundert hausten Kriegshorden aller Völker in unserem Lande 30 Jahre hindurch. Und als die Kriegszeiten vorüber waren, da lagen ganze Landstriche wüst, die Bewohner waren dem Kriege zum Opfer gefallen oder sie waren von ihrer Scholle entflohen. Und die wenigen Uebriggebliebenen mußten nun für die anderen mitschaffen, und da sie Zins und Zehnt nicht aufbringen konnten und die herzoglichen Güter menschenarm nach Arbeitskräften riefen, da mußten sie Dienste auf Dienste übernehmen, so daß die Lasten bald so ungemessen waren wie zur Zeit des polnischen Rechtes. Kein deutscher Bauer mochte sich in diese Knechtschaft begeben, keiner zog mehr heran aus der Freiheit in die Unfreiheit, aber viele kehrten dem Lande jetzt noch den Rücken. So kam es, daß die polnische Sprache wieder überhand nahm und daß aus Stefansdorf Sczepanowitz wurde, aus Gumprechtsdorf Comprachtschütz usw. Wie stark mag aber das Deutschtum vor 500 Jahren in unserem Kreise gewesen sein, als gesegnet von deutscher Kultur im deutschen Lande deutsche Namen klangen — vor 500 Jahren!

Stumpe

Die Sczedrziker Kirchengemeinde

von 1763 bis 1773 ohne Gotteshaus.

Also zehn Jahre lang fehlte das Gotteshaus. Wie kam es denn? Es war im Juli 1763. Unter den Strohdächern lag der erste Schnitt der Wiesen. Die Heuernte war in diesem Jahre eine leichte Sache, weil ein warmer Mittagswind wehte, und die Sonne ihre Strahlen Tag für Tag zur Erde herabschickte.

Auf den Feldern reiften Weizen, Roggen und Hafer, und die leeren Holzscheuern warteten sehnsüchtig auf den kargen Sommersegen. „Wir mögen vom Feuer verschont werden", sprach ein alter Einwohner für sich. „Aber wie leicht kann schon ein Fünkchen das trockene Stroh der Dächer anzünden. Und die Balken sind auch trocken, wie Kienholz. Gibt es jetzt ein Feuer, dann ist das ganze Dorf verloren."

Es war der 6. Tag im Juli. Wie an den Tagen vorher, schien auch heute die Sonne heiß auf Dächer, Gärten, Felder und Wälder herunter. Stärker aber blies der Wind von Mittag, und der Rauch der Schornsteine zog in der Richtung nach Zamoscie hin.

Da plötzlich senden die Glocken vom hölzernen Turm aus aufregendes Geläut über das Dorf. Seine Einwohner horchen auf. Was gibt es? Morgengeläut kann es nicht sein, das ist schon vorüber, und bis zum Mittag fehlen noch Stunden. — Die Glocken läuten Sturm!

Feuer! Das Haus des Freibauern Lorenz Wieschollek brennt. Nicht weit davon steht die Holzkirche. Der Wind beginnt mit dem Feuer ein böses Spiel zu treiben. Mit brennenden Holzstücken und Funken fliegt er von Dach zu Dach. Hier und da und dort fangen Häuser und Scheunen das Feuer auf und lassen es nicht los, bis auch die Balken brennen. Jetzt sind die Funken auf die schindelbedeckte Kirche geflogen. Das Gotteshaus brennt. Herr Pfarrer Michael eilt, das Allerheiligste zu retten. Indes sitzt das Feuer im Pfarrhaus und vernichtet dort die Kirchenakten.

Das Pfarrhaus brennt, die Kirche brennt, und fast die Hälfte des Dorfes steht in Flammen. Die Männer, unsere Urgroßväter, empfinden ihre Ohnmacht gegenüber der furchtbaren Gewalt. Sie tun, was sie können.

Langsam scheint sich das Feuer gesättigt zu haben. Es zündet nicht weiter. Aber mehr als die Hälfte des Dorfes liegt in Trümmern, die rauchen. Wie das Feuer entstand — niemand weiß es zu sagen.

Wie durch ein Wunder blieb die Kapelle zum hl. Johannes von Nepomuk erhalten, obwohl sie so nahe bei der brennenden Kirche stand.

Und wieder kam ein Tag. Die Sonne schien, als wäre nichts geschehen. Und es kam auch der Sonntag.

Von weither aus Krascheow, Chobie, Klein- und Groß-Stanisch strömten die Gläubigen Sczedrzik zu, um im Gotteshause Trost und Gnade nach des Alltags Beschwerden von Gott zu erbitten. Und sie erschauerten, daß die Stätte nicht mehr war, von der aus Gott ihre Gebete erhörte. In der Kapelle zum hl. Johannes wurde ein Altar aufgestellt, und daselbst die hl. Messe gelesen, während die Beter vom Kirchhofe aus ihre Gebete zum Himmel emporsandten. Als sie den Heimweg antraten, nahmen fast alle ein Stückchen angebrannten Holzes der alten Kirche mit, um es zu Hause an einer würdigen Stelle zu verwahren.

So wurde zehn Jahre lang der Gottesdienst im Freien abgehalten, denn es war nach dem Brandunglück nicht leicht, alsbald mit dem Bau eines neuen Gotteshauses zu beginnen. Nach bestem Können und Vermögen steuerte aber gern ein jeder etwas bei, u. so hatte im Jahre 1773 Sczedrzik wieder ein Gotteshaus, das von keinem Unglück mehr betroffen wurde. Im Jahre 1900 wurde es durch die jetzige steinerne Kirche ersetzt.

Die Vogelwelt der Stoberwälder.

Simon, Gründorf.

Am Stober entlang zog sich einst jener große Grenzwald, der dem Geschichtsforscher unter dem Namen „Preseka" bekannt ist. Der breite Waldgürtel sollte den Einfall feindlicher Völkerschaften von Osten her nach Niederschlesien verhindern. Keine Hand durfte an diesen „Bannwald" rühren — alles wuchs und verging wie die Natur es wollte. Menschliche Siedlungen fehlten in diesen weiten Forsten fast ganz. Noch vor 1750 gab es zwischen dem Stober und der unteren Malapane, also in dem nördlichen Teile des Kreises Oppeln, kaum ein halbes Dutzend Niederlassungen, wenn wir dabei die Randdörfer abrechnen. Erst

als Friedrich der Große von Schlesien Besitz nahm, kam etwas Licht in die dunklen Wälder. Er legte Kolonien an, deren Bewohner hauptsächlich der Ausbeutung des Holzreichtums zu dienen hatten. Aber noch heute gehört dieses Gebiet zu den waldreichsten von ganz Schlesien. Liegen doch hier allein acht staatliche Oberförstereien, die wiederum Anschluß an große Privatforsten besitzen. Es ist zu verstehen, daß sich in diesem ausgedehnten Waldlande manche Vertreter der Tierwelt länger halten konnten als anderwärts, wo sie dem Drängen des Menschen weit eher weichen mußten. Wo der Mensch in der Ueberzahl hinkommt, da verhüllt die Natur ihr Haupt. Auch die Vogelwelt war durch Zahl und Arten einst reicher vertreten. Aber noch heute zeigt die Ornis der Stoberwälder ein buntes Bild. Kollibay führt in seinem Buche „Die Vögel der preußischen Provinz Schlesien", 317 Arten auf, einschließlich der vielen seltenen Erscheinungen, deren Aufnahme unter die schlesischen Vögel nur durch ein ganz vereinzeltes Vorkommen erfolgte. 202 Arten brüten in Schlesien und davon 187 regelmäßig. Bis heute habe ich persönlich in den Stoberwäldern 158 Arten und von diesen 114 als Brutvögel feststellen können. Wenn wir in Betracht ziehen, daß Berge und größere Hügel, sowie natürliche stehende Gewässer ganz fehlen, so dürften die genannter Zahlen als ansehnlich bezeichnet werden.

Der Schwarzstorch, Schlesiens größtes Naturdenkmal, ist heute noch Brutvogel in den Stoberforsten.

Als im Jahre 1814 Kalusa seine schlesische „Ornithologie" herausgab, muß der schwarze Storch schon selten gewesen sein. Er führt speziell „Das Fürstentum Oppeln" als Brutgegend auf. Nach von Ehrenstein horstete der interessante Watvogel bis 1870 in der Oberförsterei Kreuzburgerhütte. Die letzte bekannte Nachricht stammt aus dem Jahre 1890. Damals erhielt Präparator Kyck in Oppeln ein Exemplar aus Carlsruhe zum Ausstopfen. Seit 25 Jahren beobachte ich persönlich alljährlich diesen scheuen Waldvogel im Stobergebiet. Jedes Jahr habe ich ihn festgestellt. Am 6. Mai 1899 traf ich das erste mal ein Pärchen im Jagen 134 der Oberförsterei Jellowa. Von 1903 ab stellte ich den schwarzen Gesellen in der Carlsruher Gegend fest. Im Revier Tiergarten brütete er bis 1920. Von 1921 ab bezog er einen neuen Horst im Revier Althammer (Oberförsterei Stoberau). Bis 1916 nistete er im Revier Voßhütte bei Bodland. 1923 kamen Jungstörche aus in Althammer und Süßenrode. Ein verlassener Horst befindet sich auch im Revier Liebenau bei Kgl. Dombrowka.

Ciconia nigra war also immer da, nur wechselt er oft sein Nest. Dieses Jahr sah ich ihn das erste mal am 25. März, noch vor der Ankunft seines weißen Vetters. Am 4. April beobachtete ich drei Schwarzstörche. Ueber mir entspann sich der Kampf zweier Rivalen um das Weibchen. Jeder aufmerksame Naturfreund wird im Gebiet des Stobers und seiner Nebenflüsse den schwarzen Storch gesehen haben, ohne gewußt zu haben, welch seltenen Vogel er vor oder über sich hat. Der weiße Bauch und die weiße Brust des schwebenden Vogels täuschen zu leicht. Man glaubt immer seinen weißen Verwandten vor sich zu haben.

Ein zweiter Vogel, der zum Naturdenkmal geworden, ist das Haselhuhn. Einst waren die Stoberwälder bekannt durch ihren Reichtum an Haselwild. Ganz besonders häufig muß es im „Forstamt" Dombrowka gewesen sein. Wenn der alte Fritz zu den Revuen nach Breslau kam, so mußte Dombrowka für die Hofküche das nötige Haselwild liefern, welches der König so gern auf seiner Tafel sah. Der Oberförster in Dombrowka erhielt dann folgenden Auftrag seines Vorgesetzten aus Scheidelwitz: „Da S. Königliche Maj. in diesem Monat nach Schlesien kommen und über die Regimenter Revue halten werden, so hat der Herr Oberförster Büttner dafür zu sorgen, daß auf den 28. dieses so viele Haselhühner als zusammen zu bringen möglich sind, in Breslau an die Kgl. Hofküche abgeliefert werden, weil Sr. Maj. dieses Flügel Wiltbrett besonders gerne eßen.

Scheidelwitz, den 1. August 1870.

von Wedell."

Bei der Waldhuhn Rundfrage, welche Kollibay Anfang 1900 veranstaltete, war das Haselhuhn im Kreise Oppeln noch in ansehnlicher Menge vertreten. Die Oberförsterei Kreuzburgerhütte gab damals 20 und Königl. Dombrowka 30 Brutpaare an. In den Carlsruher Forsten traf man noch vor dem Kriege öfters auf Haselhühner. Heute sieht es mit den Beständen recht traurig aus. Viele Forstleute haben in den letzten Jahren kein Haselhuhn in ihrem Revier bemerkt. Nur wenige haben in letzter Zeit das seltene Waldhuhn zu Gesicht bekommen. Hoffentlich gelingt es, die Reste zu erhalten und das Haselwild vor dem Aussterben zu bewahren. — Das Auerhuhn ist ganz ausgestorben. Bis zum Jahre 1849 war es Standwild bei Kupp. 1866 wurde dort bei einer Jagd die letzte Auerhenne aus Versehen geschossen. Der Bestand an Birkwild ist noch recht gut. Wenn auch im Stobergebiet das Birkwild nicht so häufig ist wie bei Turawa und Sbitzko, so dürfte es doch in keinem Revier fehlen. An schönen klaren Aprilmorgen vernehmen wir das Balzen der Birkhähne rund um in den erwachenden Wäldern.

Von den drei schlesischen Wildtauben ist die Hohltaube die häufigste. Wo allerdings alte hohle Bäume fehlen, sind ihr mit den Nistgelegenheiten auch die Daseinsbedingungen genommen. Wohnungsnot macht sich allenthalben bemerkbar. Vor einigen Jahren fand ich im Revier Christianshof bei Carlsruhe ein Hohltaubennest in einem Stockholzhaufen. Die Jungen sind darin flügge geworden. Auf einem Ackerstück in Gründorf auf welches Peluschken-Gemenge gesät war, zählte ich vor acht Tagen 46 Stück Hohltauben. Weniger häufig ist die größere Ringeltaube. Sie bewohnt am liebsten gemischte Bestände, meidet aber auch den Kiefernwald nicht, wenn nur genügend alte Bäume vorhanden sind. Ihr Nest baut sie mit Vorliebe in Fichtenstangenhölzern. Das Gurren der kleinen Turteltaube klingt überall an unser Ohr. Die zierliche Turtur bevorzugt den Nadelwald, fehlte aber auch nicht im Laubwalde und in Feldgehölzen.

Die häufigsten Vertreter der Ordnung Raubvögel sind: Waldkauz, Waldohreule, Mäusebussard, Hühnerhabicht, Sperber. Turm- und Baumfalk. Der in Deutschland schon recht selten gewordene Wanderfalk horstet noch in der Oberförsterei Bodland. Rohr-, Korn- und Wiesenweihe werden auf dem Zuge angetroffen. Ein häufiger Wintergast ist der im hohen Norden brütende Rauhfußbussard. Stein-, See- und Schellader sind selten Gäste. Der Schreiadler brütete in der Oberförsterei Jellowa. Mehrere Jahre hindurch kannte ich seinen Horst. Da das Altholz, wo das Nest stand, geschlagen worden ist, so ist er in jener Gegend verschwunden. Man muß aber sein weiteres Brüten annehmen, da er zur Brutzeit beobachtet worden ist. Am zahlreichsten treffen wir in der Carlsruher Umgegend den Fisch- oder Flußadler auf der Durchreise an. 1923 kamen hier allein 3 Stück zum Abschuß. Obwohl aus seinem häufigen Vorkommen und längerem Verweilen bis tief in den Mai hinein auf sein Brüten im hiesigen Gebiet geschlossen werden müßte, so habe ich doch die Ueberzeugung, daß er hier noch nie zur Brut geschritten ist. Das Nest eines so auffälligen Raubvogels wäre sicher nicht unentdeckt geblieben.

Die Waldschnepfe verweilt nicht nur im Frühjahr und Herbst auf dem Durchzuge bei uns, sondern wird auch als Brutvogel alljährlich angetroffen. Am 29. Mai d. J. strichen drei Schnepfen laut balzend an mir vorüber. — Nach Sonnenuntergang und wenn der Tag graut, bringt im April und Mai das monotone Schnurren der Nachtschwalbe, auch Ziegenmelker genannt, an unser Ohr.

Der Kuckuck ist überall gemein. An einem schönen Maimorgen kann man ein halbes Dutzend dieses Frühlingsverkünders zu gleicher Zeit vernehmen. Da wo Laubholz vorhanden, namentlich an den Waldrändern, hören wir von Mitte April an den Wendehals. Dieses Jahr ist er ganz besonders häufig bei Carlsruhe. Von den Spechten ist der große Buntspecht der gemeinste. Wo Laubhölzer in den Föhren- und Fichtenwald etwas Abwechselung bringen, werden wir den kleinen Buntspecht nicht vergeblich suchen. Nicht so zahlreich wie der große Buntspecht ist der Grünspecht. Ihm begegnen wir nicht nur in der Nähe der Dörfer, sondern auch mitten in den ausgedehnten Forsten. Nur die reinen Kiefernbestände meidet er. Der Schwarzspecht, der ein sehr auffälliges Federkleid trägt und durch sein weithin schallendes „Krikri" und „Klia" sich leicht verrät, ist durchaus nicht häufig, trotzdem alle Bedingungen für sein Vorkommen vorhanden sind. — Die Blauroke oder Mandelkrähe kam vor einem Jahrzehnt weit häufiger vor als heute. Ja der schöne blaugrüne Vogel wurde von schlesischen Ornithologen als gemein für den Kreis Oppeln bezeichnet. Davon kann zur Zeit keine Rede sein. Die Zahl der Brutpaare im Stobergebiet schätze ich auf höchstens 60. Für das große Areal ist das sehr wenig. Den Rückgang führe ich auf den großen Einschlag des Altholzes zurück, in dessen Höhlen die Mandelkrähe brütete. Wohnungsnot zwingt den überaus nützlichen Vogel zur Auswanderung. Von einer Abnahme der Nebelkrähe konnte ich nichts bemerken. Eher kann ich eine Zunahme konstatieren. Eine Saatkrähenkolonie gibt es im nördlichen Teile des Kreises Oppeln nicht. Die Dohle brütet nur ganz vereinzelt, während sie im südöstlichen Teile des Kreises eine Plage geworden ist. Bekanntlich bieten ihnen dort die alten Kalköfen reiche Nistgelegenheiten. — Der große Würger (Lanius excubitor) brütet nicht allein in den Dornenhecken in der Nähe der Ortschaften, sondern auch mitten in den großen Revieren. Das schwarzweiße Kleid und die Größe machen den Vogel so auffällig, daß er kaum übersehen werden kann. Sein kleiner Neffe der rotrückige Würger (Lanius collurio) ist überall gemein da, u. Weißdornsträuchern sowie sonstigem Gestrüpp ihm Nistgelegenwo der Wald zurück tritt und Feld- und Weisenränder mit Schleh-

heiten bieten. Den Lanius minor und Lanius senator konnte ich im Stobergebiet noch nie feststellen. Die Elster meidet die geschlossenen Wälder, aber im Wiesengelände des Stobers u. seinen Zuflüssen treffen wir sie als Brutvogel. Gemein als solcher ist der Eichelhäher. Der letzte strenge Winter zwang ihn auf die Straßen, die er nach Krähenart absuchte. Ja selbst in die Höfe wagte er sich, um mitten unter den Hühnern sein Futter zu suchen.

Anfang Mai trifft der Pirol bei uns ein. Sein melodischer Pfiff ist im ganzen Gebiet zu hören, während man den goldgelben Vogel selbst wenig zu Gesicht bekommt. In dem hellgrünen jungen Laube der Birken, Buchen und Eichen ist er schwer zu entdecken. In gleicher Zahl wie der Pirol belebt der Wiedehopf die Stoberwälder. Auch in den entlegensten Waldteilen sehen wir die Turmschwalben über uns schweben.

Die häufigsten Vögel der Stoberforsten sind der Buchfink und der Baumpieper. Wohin wir hören, erschallen Finkenschlag und das „Wiswiswis" des Anthus trivialis. Recht zahlreich sind auch Weidenlaubvogel, Fitislaubsänger, Waldschwirrvogel (Phylloscopus sibilator) und Rothkehlchen. Von den Meisen fehlen nur Weidenmeise, (Parus atricapilla salicarius), Bart- und Beutelmeise. Die Schwanzmeise konnte ich als Brutvogel noch nicht feststellen.

(Fortsetzung folgt.)

Heilpflanzen, die wir im Sommer sammeln sollen.

Riedel, Friedrichsfelde.

Die heimatliche Pflanzenwelt bietet uns viele Hilfsmittel gegen die Krankheiten, die uns so zahlreich auf Erden verfolgen. Freilich darf man von den Heilpflanzen keine Wunder erwarten und sie nicht erst anwenden, wenn ein Leiden zu weit vorgeschritten ist, sondern sie recht oft und auch als Vorbeugungsmittel gegen Krankheiten gebrauchen. Heilpflanzen enthalten Stoffe, die uns durch unsere heutige Nahrung, die meist nur nach Nährwert und Fettgehalt bewertet wird, nicht zugeführt werden, die aber der Körper zur Gesunderhaltung braucht.

Im folgenden will ich kurz auf einige der so zahlreich auch in unserer Gegend vorhandenen Heilpflanzen eingehen, die in den Monaten Juli und August gesammelt werden sollten.

Außer Spitzwegerich und Schafgarbe, auf die ich hier nicht näher eingehen will, da sie ja allgemein bekannt und wegen ihrer Wichtigkeit für unser allgemeines Wohlbefinden sehr geschätzt sind, will ich an erster Stelle auf das Johanneskraut hinweisen. Es blüht jetzt mit gelben Doldentrauben an Wegen, Waldrändern und unbelaufenen Stellen. Die Blätter sind fein durchsichtig punktiert. Der Tee kann mit vorgenannten Pflanzen gemischt recht oft getrunken werden, da er gegen viele innere Leiden, Uebel des Magens, des Darmes, der Nieren, der Leber und der Brust heilend wirkt. Im trockenen Zustande werden alle Tees fein geschnitten. Die Stärke des Tees richtet sich nach unserem Geschmack. Es empfiehlt sich, ihn zuerst schwach zu kochen und nicht zu viel auf einmal zu trinken, und ihn dann allmählich stärker zuzubereiten.

In Gärten erschließt jetzt gold- und orangegelb die Ringelblume ihre Korbblüte mit süßlichem Geruch. Der Tee daraus wird besonders gegen Magenbeschwerden und -geschwüre, Unterleibsleiden und Gelbsucht angewendet. Der Ringelblumensaft — mit ungesalzener, frischer Butter vermischt — wird als gute Salbe gegen Flechtengeschwüre, Hautkrebs und andere Hautkrankheiten gebraucht.

Auch der Rainfarn ist bei uns an Wegen, Zäunen, Rainen und ähnlichen Orten häufig anzutreffen. Die Blätter sind doppelt gefiedert. Der bis 1 Meter hohe Stengel trägt oben kleine gelbe Korbblüten traubendoldig angehäuft (Knöpfchen), stark riechend. Der Tee ist ein krampfstillendes Mittel; wirkt auch stärkend auf den Magen, gegen Gicht, Harnbeschwerden und Würmer. Im Gebrauch ist aber vorsichtig vorzugehen, und es sind nur kleine Gaben zu benützen, da größere Vergiftungserscheinungen bewirken können.

Dieselbe Vorsicht ist auch beim wilden Stiefmütterchen zu beabachten, das uns ja auch jetzt zahlreich bei Gängen durch Dorf und Flur begegnet. Es wird als Tee gegen skrofulösen Ausschlag der Kinder, andere Hautleiden und zur Reinigung der Nieren, sowie gegen Fieber und Friesselausschlag angewendet. Aber kleine Mengen und nicht längere Zeit hindurch gebrauchen.

Das unscheinbare, aber allgemein wohl bekannte Hirtentäschelkraut, darf als Heilpflanze, die jetzt zu sammeln ist, nicht übersehen werden, da der Tee gegen Blutungen anzuwenden ist. Bei Lungen- und Magenblutungen ist ein Eßlöffel voll stündlich bis halbstündlich, bei Blutfluß sind dreimal 3 Eßlöffel täglich einzunehmen. Auch bei Nasenbluten und Wunden wirkt eine Abkochung, auf die blutende Stelle gebracht, stillend.

So sehen wir, liebe Heimatfreunde, daß auch oft die unscheinbarsten Pflänzchen, die um uns herum wachsen, nicht ohne Bedeutung für unser Erdendasein sind. Darum hinaus! Vertiefen wir uns in die heimatliche Pflanzenwelt, sie ist es wert und wird sich uns gegenüber auch mannigfaltig dankbar dafür zeigen.

Zwei große Feinde des Kartoffelbaues.

Einer der gefährlichsten pilzlichen Schädlinge der Kartoffel, der leider auch schon in Oberschlesien beobachtet wurde, ist der Erreger des Kartoffelkrebses. Er wird durch krebskranke Pflanzkartoffeln übertragen und bleibt im Boden viele Jahre hindurch lebensfähig. Er steckt dann die aus gesunden Knollen hervorgegangenen Pflanzen ebenfalls an, in deren junge Keime er eindringt. Es entstehen an den Knollen und unterirdischen Stengelteilen, ja sogar an den oberirdischen Stengelteilen, krebsartige Geschwülste, die zunächst gelblich, dann hell- bis dunkelbraun werden und entfernt an Blumenkohl erinnern. Das Innere der Kartoffel wird brandig.

Das beste Vorbeugungsmittel liegt im Bezug von krebsfesten Sorten. Auf verseuchten Feldern muß der Kartoffelbau wenigstens 5 Jahre ausgesetzt werden, da sich der Pilz bei häufigem Kartoffelanbau sehr stark vermehrt. Wird die Krebskrankheit vermutet, so ist sofort eine Probe an die Hauptstelle für Pflanzenschutz an der Landwirtschaftskammer Breslau, zur Untersuchung einzusenden. Beim Auftreten des Kartoffelkrebses ist der Ortsbehörde sofort Meldung zu erstatten.

Unter den tierischen Schädlingen der Kartoffel ist der gefährlichste der Kolorado-Käfer. Er ist heute zu einer drohenden Gefahr für die deutsche Landwirtschaft geworden, im Hinblick auf die Verheerungen, die er in den letzten Jahren in Frankreich angerichtet hat.

Der Kolorado-Käfer, der aus dem nordamerikanischen Felsengebirge stammt, ist von hellrot-gelber Farbe. Auf den beiden Flügeldecken hat er je 5 zierliche schwarze Streifen. An der Stelle, wo die Flügeldecken zusammenstoßen, ist ein elfter Streifen. Kopf, Bauch, Beine und Halsschild sind schwarz gefleckt. Die Endglieder der Fühlhörner sind schwarz. Der Käfer ist etwa 10 Millimeter lang, überwintert im Boden und kriecht im Mai aus. Das Weibchen legt bis 1200 Eier auf die Unterseite der Kartoffelblätter. Die Entwicklung vom Ei über das Larvenstadium bis zum ausgewachsenen Käfer dauert durchschnittlich 50 Tage. Im Laufe des Sommers findet eine dreimalige Vermehrung des sofort geschlechtsreifen Käfers statt. Die Eier sind rotgelb, die Larven blutrot bis rotgelb mit zwei Reihen schwarzer Punkte an den Längsseiten des Körpers. Die Larve ist ebenso gefräßig wie der Käfer. Infolge der schnellen Vermehrung richtet der Koloradokäfer ungeheuren Schaden an. In kurzer Zeit ist das gesamte Blattwerk großer Kartoffelflächen kahl gefressen. Sofort danach begeben sich die Käfer auf die Wanderschaft und befallen andere Kartoffelflächen. Auch Tomaten-, Kohl- und Tabakfelder werden vernichtet. Jeder, der den Käfer oder die Larven des Kolorado-Käfers entdeckt, hat umgehend der Ortspolizeibehörde Mitteilung zu machen, damit sofort Bekämpfungsmaßnahmen ergriffen werden können.

Langner, Dipl.-Landwirt, Oppeln.

Es wird beabsichtigt, sämtliche Veröffentlichungen (Bücher, Broschüren, Aufsätze, die den Kreis Oppeln betreffen, zusammenzustellen. Die Verfasser solcher Arbeiten werden gebeten. Titel bezw. Ueberschrift, Verlag usw. anzugeben.

Sämtliche Handschriften für das „Oppelner Heimatblatt" werden an Hauptlehrer Stumpe, Jagmine bei Carlsruhe OS., erbeten.